

Elisabeth von Thüringen (1207 – 1231):

Vom Gold zum Staub

Wohltätigkeit war für gehobene Stände im Mittelalter selbstverständlich. Man gab, wenn die Armut vor die Augen trat. Aber man ließ helfen und pflegen, machte sich dazu selbst die Hände nicht schmutzig und setzte sich vor allem nicht der Gefahr aus, durch Kontakt mit Kranken selbst Schaden an der Gesundheit zu nehmen. Elisabeth von Thüringen setzte hier ganz neue Maßstäbe, setzte nicht nur das Vermögen ihres Mannes für die Pflege armer und kranker Menschen ein, sondern wischte den Patienten höchstpersönlich den Schweiß von der Stirn, hielt den Sterbenden die Hand und betete für die Toten. Kein Wunder, dass das Herz der Armen für diese Edelfrau schlug, die um christlicher Nächstenliebe willen mit der Familie brach und sogar auf die eigenen Kinder verzichtete. Vor 800 Jahren, im Jahr 1207, wurde sie geboren.

Katholiken und Protestanten entdecken diese Frau heute in einem ganz neuen Licht – jenseits aller konfessionellen Unterschiede, jenseits der Heiligensprechung, jenseits der mönchischen Prägung. Es wird in Zukunft darauf ankommen, den Goldgrund der Bilder, die Nachgeborene von der Elisabeth geschaffen haben, abzusuchen nach dem Staub der Diesseitigkeit. Erst vor diesem Hintergrund kann es gelingen, das Vorbildhafte der Elisabeth, das bis in die Gegenwart hineinreicht, aufzuzeigen.

Denn es gibt vieles im Leben dieser Frau, das heute nicht mehr so akzeptiert werden kann, das nur aus seiner Zeit heraus zu verstehen ist, das heute so unendlich fremd anmutet: unbedingter Gehorsam gegenüber ihrem Beichtvater, harte Selbstzuchtigungen, bewusste Trennung von ihren Kindern um Gottes willen. Um all dies zu verstehen, muss man in die Lebensgeschichte dieser Frau hineinhorchen:

In Pressburg oder einer Burg in der Nachbarschaft geboren, war ihr Vater der ungarische König Andreas II., der nach langen Bruderkämpfen erst im Jahr 1205 an die Regierung gekommen war. Sein Königstitel brachte ihm wenig Freude, denn der Hochadel rebellierte ständig gegen die Königsmacht. Elisabeths Mutter hieß Gertrud und entstammte dem Hause der Grafen von Andechs, die seit 1180 Herzöge von Meranien, dem heutigen Istrien, waren. Die Mutter Gertrud wurde im Jahr 1213 bei einem Aufstand der Ungarn getötet. Elisabeths Mutter hatte Geschwister: Die älteste Schwester war Herzogin von Schlesien und kümmerte sich um Deutsche und Slawen gleichermaßen. Sie gründete Klöster und ließ Kirchen bauen, kämpfte gegen die allgegenwärtige Armut im Lande. In der Schlacht auf der Walstatt starb ihr Sohn, als er die Mongolen an der Grenze Europas abweisen sollte. Hedwig wurde im Jahr 1267 heiliggesprochen und wird bis heute in ihrem Lande als Patronin verehrt.

Hedwigs zweite Schwester Mathilde war Äbtissin im Kloster Kitzingen bei Würzburg. Die dritte Schwester hieß Agnes und mag als Skandalnudel gelten: Der französische König Philipp II August schickte die Prinzessin von Dänemark noch am Tag ihrer Hochzeit weg, um mit Agnes das Bett zu teilen. Sie starb nach glücklosem Leben im Jahr 1201 – sechs Jahre vor Elisabeths Geburt. Der älteste Bruder ihrer Mutter war Berthold, der im Jahr 1218 zum Patriarchen von Aquileja geweiht wurde. Meranien gehörte seit 1209 zur Kirchenprovinz Aquileja. Ein weiterer Bruder von Hedwig war Ekbert, Bischof von Bamberg. Er hat mitgemischt im Mord an König Philipp von Schwaben, musste selbst fliehen und stürzte die ganze Familie ins Pech: Das Haus Andechs verlor die Herzogswürde in Meranien. Dieser Egbert suchte Unterschlupf bei seiner Schwester in Ungarn und tüftelte dort die Heiratspläne für Elisabeth aus. Liebe war damals nicht gefragt in solchen

Verbindungen, es ging um Macht und politische Reputation. Auch Äbtissin Mathilde spannte von Kitzingen aus am Eheglück ihrer Nichte Elisabeth mit.

Es war nicht eben die anständigste Familie, in die Elisabeth einheiraten sollte. Die thüringischen Landgrafen waren durch eine rührige, gelegentlich auch skrupellose und sogar gewaltsame Politik unter den einheimischen Grafengeschlechtern zur Landgrafenwürde aufgestiegen. Der Chef des Hauses, Hermann von Thüringen, war um die Vermehrung seines Hausbesitzes stets bemüht, allerdings mehr durch eine skrupellos-opportunistische als durch eine kluge und konsequente Politik. In den Königswirren von 1199 bis 1215 nutzte er die Gunst der Stunde, wechselte je nach Vorteil die politische Partei und ließ sich diese Wechsel, die ja Treuebrüchen gleichkamen, immer wieder durch neue Belehnungen gut bezahlen. Hermann war für sein Intrigenspiel auf verlässliche Informationen über Stimmungen und Nöte derjenigen angewiesen, denen er etwas abhandeln wollte. Natürlich verschlang diese Hofhaltung Unsummen, und dieses Vermögen wurde den Untertanen rücksichtslos abgepresst. Kein Wunder, dass dieser Landgraf im Kirchenbann starb – und in geistiger Umnachtung.

Hermann und Sophie von Thüringen hatten Kinder: Da ist als ältester Sohn Hermann zu nennen, den Elisabeth eigentlich nach dem Willen von Onkel und Tante heiraten sollte. Doch der designierte Bräutigam verstarb bereits 1215. Elisabeth, die bereits 1211, also mit fünf Jahren, auf die Wartburg kam, kannte ihn als Spielgefährten. Eine Gesandtschaft von Rittern und adligen Damen hatte das Kind mitsamt reicher Aussteuer nach Eisenach gebracht. Die Brüder Ludwig, Heinrich Raspe und Konrad sowie die Schwestern Jutta, die später Markgräfin von Meißen werden sollte, und Irmengard, die spätere Gräfin von Anhalt, zählten ebenfalls zur Familie. Nach dem frühen Tod Hermanns trat als zweitältester Sohn Ludwig die Nachfolge des Landgrafen Hermann und damit den Anspruch an, Elisabeths Gemahl zu werden.

Das war nicht von vornherein selbstverständlich, und so machte sich nach Hermanns Tod Klatsch und Tratsch bei Hofe um Elisabeths künftiges Schicksal breit. So erklärte sich Ludwig schon bald definitiv zum Verlobten der einsamen Braut. Elisabeth war gerade neun oder zehn Jahre alt. Ludwig kam durch den frühen Tod seines Vater im Jahr 1216 schon sehr frühzeitig an die Regierung und konnte trotz seiner Jugend auch nicht mehr auf den Ratschlag der Mutter bauen, die sich nach dem Tod ihres Mannes ins Kloster verzogen hatte.

1221 heirateten Ludwig und Elisabeth, und in den Jahren 1222, 1224 und 1227 wurden ihnen drei Kinder geschenkt: Hermann, Sophie und Gertrud. Die Ehe wurde in erstaunlich unkonventioneller Weise geführt, berichten Zeitgenossen eher kritisch. So unternahm Elisabeth mit dem Landgrafen zahlreiche Reisen, die beiden unternahmen wilde Ausritte, tauschten in der Öffentlichkeit schamlos Zärtlichkeiten aus und saßen zu den höfischen Mahlzeiten entgegen der Regel stets nebeneinander. Ludwig brachte seiner Frau, die von Kind auf in tiefer Religiosität erzogen worden war, großes Verständnis für ihre Frömmigkeit entgegen. Ihren diakonischen und karitativen Eifer unterstützte er nach besten Kräften, gründete beispielsweise gemeinsam mit Elisabeth ein Hospital in Gotha und bestätigte eine zweite Hospitalgründung, die Elisabeth in Ludwigs Abwesenheit vornahm, nachträglich.

Elisabeth bezeichnet die Zeit der Ehe selbst als die glücklichste ihres Lebens. Doch das Glück dauerte nicht lange: Elisabeth fand in der Tasche ihres Gemahls jenes Kreuz, das die Bereitschaft zum Kreuzzug symbolisierte. Sie merkte: Ihr Glück war in höchster Gefahr. Angst und Verzweiflung packte sie. Was hatte Ludwig dazu bewogen, das Kreuz zu nehmen? – Er war von Hause aus nicht eben besonders fromm, wenn er auch die besondere Frömmigkeit seiner Frau akzeptierte, sogar förderte. Ein Kreuzzugsprediger kam an den Hof und heizte dem Landgrafen kräftig ein, er habe seine Pflicht gegenüber dem König und der Kirche zu erfüllen. Dieser

Geistliche war Konrad von Marburg, hatte an der Universität Bologna studiert und dort den Grafen Ugolino von Segnie, den späteren Papst Gregor IX., kennengelernt. In Bologna hatte Konrad den Grad eines Magisters erworben, der mit dem Doktorgrad gleichbedeutend war. Seit 1213 zog Konrad von Marburg in direktem Auftrag des Papstes als Kreuzzugsprediger durch die Lande. In diesem Rahmen hatte er auch durchaus wichtige politische und diplomatische Missionen an den Fürstenhöfen auszuüben, hatte beispielsweise auch die rechtlichen Voraussetzungen abzuklären, unter denen sich die Landesherren und ihre Gefolgsleute zur Teilnahme an den Kreuzzügen verpflichteten.

In Konrad von Marburg, der für längere Zeit auf der Wartburg verweilte, fand Elisabeth einen strengen Beichtvater. Nach seinem Ratschlag gelobt sie auf ewig Ehelosigkeit für den Fall, dass ihr Gatte von dem Kreuzzug nicht heimkehrte. Das war kein Zeichen des Bedauerns über die verlorene Jungfräulichkeit, sondern vielmehr das Zeichen äußerster Opferbereitschaft einer liebenden Frau.

Kaum war Ludwig fort, erweiterte Konrad von Marburg den Einfluss auf seine Beichttochter. Er trat ihr hart und rau gegenüber, und gerade das mochte Elisabeth, entsprach diese Mentalität doch ihrer eigenen Opferbereitschaft und Entsagung. Schon auf der Wartburg hatte er von Elisabeth gefordert, sie solle nur von denjenigen Einkünften ihres Gatten Gebrauch machen, bei denen sie ein gutes Gewissen habe. Die junge Frau legte diese Forderung so streng aus, dass sie oft bei vollbesetzter Tafel hungerte, wenn sie nicht sicher war, dass das Mahl aus Privatbesitz ihres Mannes finanziert war oder vielleicht aus erpressten Einkünften stammte. Mit ihrem Verhalten setzte sie sich in den Gegensatz zur übrigen Hofgesellschaft und insbesondere zu den landgräflichen Beamten, die nicht viel nach der Quelle ihres Wohlstandes fragten. Mit ihrem Verhalten forderte Elisabeth Kritik, ja Feindschaft gegen sich selbst heraus. Zu Lebzeiten Ludwigs wurden diese Animositäten unterdrückt, doch schon nach seinem Fortgang, aber erst recht nach seinem Tode brachen sie offen hervor und waren wohl der Hauptgrund dafür, dass Elisabeth im Winter 1227 die Wartburg verließ.

Der Tod Ludwigs: Das ist wohl jenes Ereignis, das den entscheidenden Einfluss auf die künftige Entwicklung Elisabeths gewinnen sollte. Ende September 1127 erhielt sie die Nachricht, dass ihr Mann am 11. September in Otranto an der Pest gestorben sei. Ein Mitglied des Hofes berichtet, Elisabeth sei weinend durch den Saal gestürzt, habe sich gegen die Wand geworfen und geschrien: „Gestorben? Dann ist mit die Welt gestorben und alles, was die Welt bieten kann!“

Der leidenschaftlich geliebte Mann ist tot, der ihr ein glückliches, unbeschwertes Leben als Mutter ermöglicht hatte, in dessen Namen sie in ihrer Umgebung christliche Barmherzigkeit üben durfte, der immer wieder in der eigenen Verwandtschaft vermittelte, wenn dort Verständnis für Elisabeths Frömmigkeit fehlte. Denn was sich Elisabeth in religiösen und karitativen Dingen bei Hofe herausnahm, ging weit über das hinaus, was in Kreisen des Hochadels üblich war. Ludwig hatte seine Frau vor dem Hass der Umwelt geschützt, hatte Ärger mit Scherzworten überspielt.

So war es kein Wunder, dass Rücksicht auf das Leid der jungen Witwe nur in engsten Grenzen gewährt wurde. Elisabeth jedoch befolgte nun die Speisegesetze Konrad von Marburgs noch stärker als zu Lebzeiten ihres Mannes und nahm sich noch intensiver der Armen und Kranken an. über die Einzelheiten der Auseinandersetzung mit Ludwigs Familie ist nichts bekannt. An ihrem Ende stand jedoch der Umzug Elisabeths an die fernste Grenze des thüringischen Landes: In Marburg sollte sie ihren Witwensitz nehmen. Die Trennung von der Hofgesellschaft war unvermeidlich, und als ihr Gemahl im Mai 1228 im Kloster Reinhardsbrunn bestattet war, zog sie endgültig von Eisenach um. Die Wartburg hatte sie schon früher verlassen.

In Marburg angekommen, betrieb sie sogleich den Bau eines Hospitals, des dritten in ihrer Wirkungszeit. Das ist durchaus ungewöhnlich für eine Frau in Elisabeths Lage. Ihre Verwandten mütter- und väterlicherseits hatten ihr ja vorgemacht, was in solcher Lage zu tun sei: Eintritt ins Kloster. Doch Elisabeth wollte sich der Welt nicht verschließen und setzte sich deshalb eine Aufgabe, die sie außerhalb des Schutzes von Klostermauern zu lösen hatte. Den Blinden, Lahmen, Aussätzigen, Sterbenden wollte sie dienen – als „soror in saeculo“, als Schwester in der Welt. Sie sagt über ihre Entscheidung: „Das Leben der Schwestern in der Welt ist sehr verachtet, aber wenn es einen noch verachteteren Lebensstand gäbe, hätte ich ihn gewählt.“

Sie kam im Frühsommer 1228 nach Marburg der Lahn und starb dort im Herbst 1231. Gut drei Jahre durfte sie dort wirken, und diese Zeit bildete den eigentlichen Inhalt ihres Lebens, gab ihm eine Dimension jenseits alles weltlichen Glücks mit Mann und Familie. Nur zwei Hofdamen hatten Elisabeth nach Marburg begleitet: Guda, die ihr schon auf dem Weg von Ungarn nach Deutschland zur Seite gestanden hatte, und Isentrud von Hörselgau, eine wenige Jahre ältere Witwe. Ihre Kinder Hermann und Sophie hatte Elisabeth in Eisenach lassen müssen. Die jüngste Tochter Getrud blieb noch bis zum Frühjahr 1228 bei der Mutter und wurde dann in das Prämonstratenserinnenkloster Altenburg bei Wetzlar gegeben. Besondere Tragik: An Elisabeths Kindern wiederholte sich ihr eigenes Schicksal. Aus politischen Gründen mussten sie fern der Mutter aufwachsen, denn Ludwigs Familie verlangte dies. Die Trennung von den Kindern öffnete Elisabeth jedoch auch den Blick ganz neu für fremdes Leiden.

Wenn von Elisabeths Hospital die Rede ist, so ist nicht die Rede von Ärzten und kaum von medizinischer Einrichtung die Rede. Das Hospital ist ein karitatives Unternehmen für Kranke, die nicht von ihrer Familie gepflegt werden können. Einerseits also für Einsame, andererseits aber für Menschen und Sterbende, deren Pflege der Hausgemeinschaft wegen der Schwere des Leidens oder seiner Ekelhaftigkeit oder Gefährlichkeit nicht zuzumuten war. Stets war dort auch der Tisch gedeckt für Hungernde.

Vor der medizinischen Pflege rangierte die Seelsorge, die Elisabeth den Insassen ihres Hospitals und seinen Gästen gleichermaßen zuteil werden ließ. Erbauung, geistliche Stärkung und geistige Anregung durch eine Fürstin erhalten – das geriet in der Stadt recht schnell in Mode, und man ging ins Hospital. Elisabeth brauchte diese Gäste zur Finanzierung, denn ihrem karitativen Unternehmen drohte mehrfach die Pleite.

Die Insassen ließ sie diese Nöte jedoch nicht spüren. Sie wurden zum Beichten aufgefordert, bisweilen sogar mit Rutenstreichen, wie Chronisten berichten. Für Elisabeths Zeit war dies durchaus nicht ungewöhnlich, denn es war durchaus legitim, Menschen zu ihrer Glückseligkeit zu zwingen. Nach dem Muster bereits vorhandener Hospitäler hatte Elisabeth die Betten auf den Langseiten des Hauses und auf einer Schmalseite einen Altar aufbauen lassen. Neben diesem großen Gemeinschaftsraum gab's eine Küche.

Das Personal – fünf bis sechs Frauen standen Elisabeth zur Seite – bildete die Spitalgenossenschaft mit einem ordensähnlichen Charakter. Für Elisabeth verstand es sich von selbst, dass sie hier die leitende Funktion ausübte. Dazu gehörte die Verteilung von Almosen ebenso wie die hausinterne Rechtsprechung. Aber sie geht ihren Mitarbeiterinnen auch mit gutem Beispiel in der Arbeit voran, bettet die Kranken, füttert sie, spült in der Küche Geschirr, steht am Kochherd, reinigt das Haus. Einen Schichtdienst gibt es nicht, und vor allem die Leiterin hat bei Bedarf stets zur Stelle zu sein. Bei all diesen Pflichten ist es kein Wunder, dass eine Gesandtschaft ihres ungarischen Vaters den Kopf schüttelte und Elisabeth zur Heimreise aufforderte.

Zeitgenossen haben einzelne Pflegefälle der Elisabeth beschrieben: So pflegte sie einen Waisenjungen mit Darmbluten im eigenen Bett, nahm ein aussätziges und erblindetes Mädchen in den eigenen Wohnraum, heilte in der eigenen Wohnung einen einäugigen Jungen mit Salben und Waschungen von Krätze. Dieser Junge sollte ihr beim eigenen Sterben die Hand halten. Mit besonderer Hingabe widmete sich Elisabeth den schwer erträglichen Kranken. Weder hässlicher Anblick noch unerträglicher Gestank habe sie gestört, wunderten sich die anderen Spitalschwestern und fürchteten um ihre Leiterin, denn die Ansteckungsgefahr verschiedener Krankheiten war bereits damals bekannt. Um ihren frühen Tod spinnt sich eine Reihe von Legenden, an ihrem Grab ist es angeblich zu spontanen Heilungen gekommen, die eine schnelle Heiligsprechung nach sich zogen.

Antrieb für ihr karitatives Engagement war ein neue Begriff der mittelalterlicher Theologie: Imitatio die (Nachahmung Gottes)! Bis zum 12. Jahrhundert versuchte man, Gott in Kontemplation und Anbetung näher zu kommen. Das war nur in der Abkehr von der Welt, also am besten im Kloster möglich. Wer als Mönch ins Kloster ging, hatte dieser Welt Ade gesagt und war völlig mit sich beschäftigt und seinem Orden. Doch da gab es Menschen, die auf anderem Weg zu Gott kommen wollten, nämlich in der Nachahmung dessen, was sein Sohn auf dieser Erde vollbracht hat. Zum Nachdenken und zum Gebet musste sich der Vollzug gesellen.

Die Idee von der Christusnachfolge außerhalb der Klostermauern hatte auch Franz von Assisi aufgegriffen, der seine Bekehrung erlebte, als Elisabeth in der Wiege lag. Unter Verzicht auf ein Leben nach ritterlicher Art in Prunk und Ehre vermählte er sich mit „Frau Armut“ und zog als besitzloser Prediger durchs Land. Das neue Christusbild gewinnt irgendwann am Anfang des 12. Jahrhunderts Gesicht, wird theologisch erstmals gezeichnet von Bernhard von Clairvaux: Da ist Christus der arme Mensch, der leidende Bruder. Er flößt nicht Furcht ein, sondern verstrahlt Liebe zu seinen irdischen Brüdern, weckt dadurch die Christusminne, nimmt sie an sein Herz. Seiner Armut und Liebe streben die Anhänger des Bernhard von Clairvaux nach, setzen Jesus zum Vorbild des eigenen Lebens. Damit wird Frömmigkeit personalisiert und individualisiert: Gottesdienst vollzieht sich nun nicht mehr in erster Linie im gregorianischen Chor, sondern im Leben des Bruders, der Schwester Christi. Dieses Christusleben vollzog sich in ekstatischer Leidenschaft – auch und gerade bei Elisabeth, die ja auch schon während ihrer Ehe weit über das hinausgegangen war, was man gemeinhin an christlichem Engagement vom Adel erwarten durfte.

Gehorsam und Christusminne sind Charaktereigenschaften der Elisabeth, eine weitere fehlt: Sie war in hohem Maße Mystikerin, und Frauen aus ihrer Umgebung berichteten immer wieder über Visionen. Aus dieser ganz persönlichen Beziehung zu ihrem Christus, der ihr in den Visionen so freundlich gegenübertritt, dass sie lächelt, resultiert die spielerische Heiterkeit, mit der sie ihr Leben meisterte. Als Kind verflocht sie Gebete mit Kniebeugen. Als Ehefrau schob sie spielerisch Speisen in und her, um ihren Verzicht zu kaschieren. In ihrer Marburger Zeit garnierte sie die harte Arbeit ihres Teams mit manchem Scherzwort, und selbst die Geißelung nach ihrem Besuch im Kloster Altenburg kommentierte sie mit Gelassenheit: „Wir sind wie Schilf. Wenn der Wasserstrom darüber geht, wird es niedergedrückt. Ist das Wasser vorbei, richtet es sich mühelos wieder auf.“

Eine Magd hatte gegen die höfische Sitte bei Tisch an ihrer Seite gesessen und fürchtete nun um die Strafe. Elisabeth antwortete ihr scherzhaft: „Komm, dann sollst du sogar auf meinem Schoß sitzen!“

Das strenge graue Kleid der Spitalschwestern hat sie schon bald geändert: Ein buntfarbig angesetztes Stück Stoff verwandelte es in eine Art Narrengewand. – Ist hier das „Lob der Torheit“ des Erasmus von Rotterdam vorwegempfunden worden? Als ihr gegen den Willen ein Bad als

Wohltat aufgezwungen werden sollte, plätscherte sie leicht mit dem Fuß im Wasser und sagte: „So, das war das Bad.“ Fröhlichkeit war Elisabeths eigener Wesenszug, und fröhlich wollte sie alle machen, mit denen sie zu tun hatte.

Katholiken und Protestanten entdecken heute die Heilige neu. Aber sie kann in ihrem großen zeitlichen Abstand nicht mehr Vorbild sein. Aber sie wird als eines jener Vorausbilder erkannt auf dem Entwicklungsweg der Kirche von einer kontemplativen zu einer karitativen Gemeinschaft. Vieles mutet heute fremd an am Lebensbild der Elisabeth: der unbedingte Gehorsam gegenüber kirchlicher Obrigkeit, der Verzicht auf ihre eigenen Kinder, die Bereitschaft zur Züchtigung. Fremd ist Christen beider Konfessionen auch jene Unbedingtheit geworden, mit der sich Elisabeth Jesu Fragen aus dem Matthäus-Evangelium stellt: ob wir Hungrige ernähren, Durstigen zu trinken geben, Fremde aufnehmen, Entblößten Kleider geben, Kranke und Gefangene nicht allein lassen.